

Das höchste Ziel des Künstlers

Capella Carolina unter Franz Wassermann in der Peterskirche

Von Klaus Roß

Die Vernachlässigung des Spätschaffens von Robert Schumann hat auch dazu geführt, dass seine beiden großen geistlichen Werke aus dem Jahre 1852 fast unbekannt geblieben sind. Mit dem Requiem opus 148 und vor allem der sinfonisch angelegten „Missa sacra“ opus 147 eroberte sich der Komponist ein neues Genre von für ihn zentraler Bedeutung: „Der geistlichen Musik die Kraft zuzuwenden, bleibt ja wohl das höchste Ziel des Künstlers. Aber in der Jugend wurzeln wir alle ja noch so fest in der Erde mit ihren Freuden und Leiden; mit dem höheren Alter streben wohl auch die Zweige höher. Und so hoffe ich, wird auch diese Zeit meinem Streben nicht zu fern mehr sein.“

Wie ernst es Schumann mit diesem Bekenntnis zum sakralen Genre war, zeigt die unverwechselbar persönliche Stilkunst seiner in nur sechs Wochen entstandenen „heiligen Messe“. Die von Franz Wassermann geleitete Capella Carolina bot in der Heidelberger Peterskirche die orgelbegleitete Zweitfassung des Werkes und erinnerte so an Schumanns Absicht, auch liturgische Gebrauchsmusik zu schaffen. Dank engagiertester Präsenz der gut 60 Choristen und der Organistin Tereza Kohoutová wurde es ein Raritäten-Coup von hohem Erkenntniswert.

Noch mehr nämlich als die eher in Richtung Brahms und Bruckner weisende Orchesterfassung macht die chororientierte „Kammerversion“ der Messe deutlich, wie emphatisch Schumann hier den großen Gattungstraditionen von Bach über Beethoven und Cherubini bis hin zu Mendelssohn huldigt. Wie stark vor allem Mendelssohns romantische Klassizität in Schumanns Messe weiterlebt, konnte man an diesem Abend hören. Franz Wassermann ließ überaus schlank musizieren und führte seinen Chor zu einer beeindruckend homogenen Ensembleleistung. Bewegtere Werkteile wie das „Credo“ imponierten durch rhythmische Präzision und hohe Ausdrucksspannung. Das schöne Sopransolo von Monika Gradl im „Offertorium“ bleibt ebenfalls im Gedächtnis.

Ihr in Sachen Schumann demonstrierendes exzellentes Niveau bestätigte die Capella Carolina auch bei zwei weiteren Juwelen: der kraftvollen Brahms-Motette „Schaffe in mir, Gott, ein rein Herz“ opus 29/2 und dem berühmten Barber-Adagio in seiner nicht minder suggestiven „Agnus Dei“-Chorfassung. Stimmig abgerundet wurde das Programm durch Tereza Kohoutová's brillante Wiedergabe des Variationen-Kopfsatzes aus Widors 5. Orgelsymphonie und Franz Wassermanns beselter Deutung des Brahms-Choralvorspiels „O Welt, ich muss dich lassen“.

Ein Käfig voller Narren

Gioacchino Rossinis Oper „Reise nach Reims“ im Baden-Badener Festspielhaus

Von Bernd Zegowitz

Eine herrlich sinnlose Kostbarkeit ist diese 1825 komponierte einaktige Oper des Italieners Gioacchino Rossini. „Il viaggio a Reims“ wurde komponiert aus Anlass der Krönung des französischen Königs Karls X. Ein Gelegenheitswerk, von deren Sorte es im 19. Jahrhundert viele gegeben hat. Nur sind die meisten Stücke vergessen. Rossinis Komposition wurde erst 1984 durch Claudio Abba zu neuem Leben erweckt, nachdem Quellenfunde eine fast vollständige Rekonstruktion der ursprünglichen Partitur erlaubten.

Aufführungen in Pesaro, Mailand und Wien mit herausragenden Rossini-Sängern schienen Ausnahmeereignisse zu sein. Doch hat die letzte italienische Oper Rossinis ihre Überlebensfähigkeit dadurch bewiesen, dass auch weitere Produktionen – etwa an deutschen Häusern – überaus erfolgreich waren. Das ist eher ungewöhnlich.

Zum einen fehlt dem *dramma giocoso* eine stringente Handlung, ein operngerechter Plot. Es geht darum, Anlässe zur pointierten Charakterisierung von Personen und Situationen zu kreieren. Ein Handlungsgerüst ist schnell gezimmert: Am Vorabend der Krönung Karls X. ist eine Gruppe Reisender im Hotel „Zur Gol-

denen Lilie“ des Kurortes Plombières versammelt, um zu den Feierlichkeiten nach Reims zu reisen. Nur sind im ganzen Ort keine Pferde aufzutreiben, die eine Weiterfahrt ermöglichen. Die Nachricht, dass die Festivitäten in Paris fortgesetzt und Gäste dort im Palais der Gräfin von Folleville aufgenommen werden, vertreibt die Enttäuschung und lässt alle ein Fest der Harmonie feiern, auf dem jeder eine Hymne aus seiner Heimat präsentiert. Mit einem Lobpreis der französischen Nation endet das Fest.

Ein Fest der Harmonie

In Baden-Baden macht Regisseur Alain Maratrat das gesamte Festspielhaus zur Bühne, zum Kurhotel, zur Anstalt, zum Käfig, der voller Narren ist. Ein Laufsteg ragt in die Mitte des Zuschauerraumes, von allen Seiten treten die Musiker und die Sänger in zeitlich unterschiedlich zu verortenden Kostümen (Mireille Dessingy) auf. Das Orchester sitzt nicht im Graben, sondern spielt auf der Bühne. Assoziationsspielräume ergeben sich genügend. Die auftretenden Personen sind eher nationale Repräsentanten, mehr ironisch-klischeehafte Typen

als individuelle Charaktere: der vornehm-kauzige Engländer, der heißblütige Spanier, der aufbrausende russische General, die exaltierte französische Gesellschaftsdame. Das ergibt ein leicht entflammbares Gemisch, etwa wenn zwei Herren um dieselbe Dame streiten.

Maratrat geht mit allen Figuren liebevoll um, zieht sämtliche Register theatralen Spiels, inszeniert mal derb-komisch, mal feinsinnig-verhalten, lässt den russischen General erst wütend poltern und dann verliebt lumenteln, die modenärliche Witwe zart lamentieren und aufreizend vergnügt sein.

Mit Eleganz führt Valery Gergiev das Orchester des Mariinsky-Theaters durch die Partitur. Zurückhaltend, wunderbar homogen und überaus virtuos spielen die Musiker. Nicht alle Sänger, die ausschließlich aus den Reihen des St. Petersburger Theaters kommen, sind den immensen Anforderungen ihrer Partie gewachsen, doch akzeptabel singen sie allemal. Hervorragend die Koloratursopranistin Olga Pudova in der Rolle der Gräfin von Folleville und Daniil Shtoda als Graf von Libenshof. An manchen Stellen, besonders in den Ensembleszenen, geht die Transparenz verloren, doch das stört den Theaterabend kaum. Vielleicht sind die Russen ja doch die besseren Italiener.